

Sollen wir die Krone Gottes rekonstruieren?

Zur Diskussion um den Wiederaufbau der Hamburger Bornplatzsynagoge

Von Galit Noga-Banai



Von den Nationalsozialisten zerstört: die Synagoge am Bornplatz um das Jahr 1910 Ullstein

In den letzten Wochen konnte man in Hamburg eine Diskussion darüber verfolgen, ob die von den Nationalsozialisten zerstörte Bornplatzsynagoge im Grindelviertel wiederaufgebaut werden soll. Was die Beweggründe der Initiatoren und Unterstützer des Wiederaufbauprojekts betrifft, so könnte man ihnen als Motto für ihr Vorhaben eine Stelle aus dem talmudischen Traktat Joma vorschlagen: „Der Rabbi Jehošua ben Levi sagte: Weshalb heißen sie Männer der Großen Synode? Weil sie die Krone Gottes in ihrer alten Pracht wiederherstellten“ (Joma 69b). Die heutige „Große Synode“

möchte den zerstörten Sakralbau am Bornplatz in seiner alten Gestalt wiedererrichten. Entworfen wurde das Original von den Architekten Ernst Friedheim und Semmy Engel in einem neoromanischen Stil mit gotischen Einsprengeln. Die 1906 eingeweihte Synagoge wurde während der Pogromnacht 1938 beschädigt und etwa ein Jahr später dem Erdboden gleichgemacht.

Fatalerweise haben sich die Befürworter eines Wiederaufbaus nach historischem Vorbild jedoch für einen anderen Slogan entschieden: Nein zu Antisemitismus – Ja zur Bornplatzsynagoge. Sie wissen offenkundig, wie man sich die Unterstützung der Lokal- und Bundespolitik sichert und auch eine israelische Ministerin für sein Vorhaben gewinnt: Omer Yankelevich, im Kabinett zuständig für Angelegenheiten der jüdischen Diaspora und die erste weibliche ultraorthodoxe Ministerin in der Geschichte Israels. Der politisch korrekt klingende Slogan spielt einigermäßen plump auf der Klaviatur der moralischen Erpressung – denn wer wollte schon ja zum Antisemitismus sagen? – und macht damit im Grunde jeden Einspruch unmöglich. Außer vielleicht von jüdischer Seite.

Als Jüdin, Israelin und Kunsthistorikerin frage ich mich, ob man die israelische Ministerin auf das von der Künstlerin Margrit Kahl geschaffene Mahnmal hingewiesen hat, das am fünfzigsten Jahrestag der Pogromnacht unter den Auspizien der Hamburger Bürgerschaft am Ort der zerstörten Synagoge eingeweiht wurde. In situ markierte Kahl mit einem Mosaik aus Pflastersteinen den Umriss der alten Synagoge sowie das komplexe Geflecht, das die Kuppel und die Deckengewölbe bildeten. Die scheinbar leere Fläche von der Größe eines mittelgroßen Parkplatzes bildet einen starken Kontrast zu ihrer unmittelbaren Umgebung. Der Gedenkort befindet sich mitten auf dem Campus der Universität, in direkter Nachbarschaft zu den Geschäften und Restaurants entlang des Grindelhofs. Dieser Gegensatz verstärkt noch die irritierende Wirkung des von Kahl geschaffenen Gedenkorts, betont das Fehlen der Synagoge – der zu ihrer Zeit größten Norddeutschlands – und verweist den Betrachter auf die jüdische Gemeinschaft, die sich einst dort zum Beten versammelt hat, und auf ihr Schicksal. Sollte eine Replik der Synagoge errichtet werden, verschwindet das Mahnmal und mit ihm die Erinnerung an jene Menschen und ihr Gebetshaus.

Natürlich ist es nicht das erste Mal, dass die geplante Wiedererrichtung eines zerstörten historischen Sakralbaus zu einer öffentlichen Auseinandersetzung führt. Es handelt sich auch keineswegs um ein spezifisch deutsches Problem. Ich möchte im Folgenden ein Beispiel aus Jerusalem schildern, das meiner Ansicht nach als Argument gegen einen Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge gelesen werden kann. Es handelt sich um die Geschichte der sogenannten Hurva-Synagoge im jüdischen Viertel der Jerusalemer Altstadt.

Hurva bedeutet auf Hebräisch „Ruine“. Den Namen erhielt die Synagoge, die Anfang des 18. Jahrhunderts von Anhängern des Rabbis Jehuda HeChassid (1660 bis 1700) errichtet wurde, weil sie schon kurz nach ihrer Erbauung aufgrund finanzieller Streitigkeiten und Schulden der Gemeinde zerstört wurde. 1864 wurde die Synagoge im ottomanischen Stil wiedererrichtet und galt rasch als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Bauten der Stadt. Sie wurde offiziell in Beit Jakob (Haus Jakobs) umbenannt, behielt aber inoffiziell den Namen Hurva, der sich als prophetisch für ihr weiteres Schicksal herausstellte: Während des Arabisch-Israelischen Krieges von 1948 wurde das jüdische Viertel von der jordanischen Legion eingenommen, wobei zahlreiche jüdische Einwohner ums Leben kamen und ihre Häuser und Synagoge, darunter die Hurva, zerstört wurden.

Nach dem Sechstagekrieg von 1967 wurde das jüdische Viertel wiederaufgebaut. Es gab zu dieser Zeit ebenfalls Pläne für eine Wiedererrichtung der Hurva-Synagoge, unter anderem nach einem Entwurf des international renommierten Architekten Louis Kahn. Aufgrund von politischen und fachlichen Streitigkeiten blieben sie jedoch unrealisiert. 1977 wurde auf dem Areal die Replik eines der vier sechzehn Meter hohen Steinbögen errichtet, welche das Obergeschoss der Synagoge gegliedert und das Kuppelgewölbe gestützt hatten. Mehr als dreißig Jahre lang markierte dieser Bogen den Ort, an dem sich einst die Synagoge befunden hatte. Im visuellen Gedächtnis meiner Generation stand er für den zerstörten Sakralbau, den Unabhängigkeitskrieg von 1948 und die tragische Geschichte des jüdischen Viertels.

Ich selbst habe zwei Kindheitserinnerungen, die mit diesem Ort verbunden sind: Meine beste Freundin in Afula, wo ich aufwuchs, hatte einen Onkel, den sie nie kennengelernt hat, Meier (Karl) Steinberg. Er war in Nürnberg geboren, emigrierte 1939 nach Palästina, gehörte zu den Verteidigern des jüdischen Viertels und kam dort am 14. Mai 1948, mit fünfundzwanzig Jahren, ums Leben. Am selben Tag wurde Israel von den Vereinten Nationen in die Unabhängigkeit entlassen. Meine zweite Erinnerung gilt einem Quartettkartenspiel, das ich mit meinen Eltern und meinen Schwestern spielte. Die Quartette bestanden jeweils aus vier Bildern einer israelischen Stadt. Das Quartett für Jerusalem zeigte das Israel-Museum, die Klagemauer, den Davidsturm am Jaffator und den Hurva-Bogen. Als nostalgischer Mensch erinnere ich mich auch gut daran, wie häufig der Bogen auf Postkarten abgebildet war: Als Motiv war er nicht weniger populär als Marc Chagalls Fenster im Hadassah-Krankenhaus oder das Goldene Tor.

Im Jahr 2000 schließlich erteilte die israelische Regierung der Vereinigung für die Renovierung und Entwicklung des jüdischen Viertels in der Jerusalemer Altstadt die Erlaubnis, die Hurva-Synagoge in ihrer ottomanischen Gestalt wiederaufzubauen. 2010 wurde das Gebäude eingeweiht. Mit dem Abschluss des Baus sind das Trauma des Krieges und die verwickelte Geschichte der früheren Bewohner des jüdischen Viertels dem Blick der Heutigen endgültig entzogen, und damit besteht die Gefahr, dass sie letztlich aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht werden. Den Politikern und Funktionären kam es darauf an, dass das Judentum ein deutlich sichtbares Wahrzeichen in der Jerusalemer Skyline erhält und neben die goldene Kuppel des Felsendoms und die graue Doppelkuppel der Heilig-Grab-Kirche eine weiße jüdische Kuppel tritt. Bei diesem ideologisch geleiteten Unterfangen übersahen sie, dass ein schlichter Bogen die Geschichte eindrucksvoller präsent machen kann als ein vollständiges Bauwerk.

Das Mahnmal von Margrit Kahl erfüllt für die Bornplatzsynagoge dieselbe symbolische Funktion wie der Jerusalemer Bogen für die Hurva-Synagoge. Es entstand im Geiste der Anti- oder Gegendenkmalbewegung der 1980er und 1990er Jahre, deren Memorialsulpturen sich oft dadurch auszeichnen, dass sie im Boden versenkt sind oder nur leicht über die umgebende Fläche hinausragen, womit sie bei ihren Betrachtern Verunsicherung und Befangenheit auslösen. Das wohl spektakulärste Beispiel ist das Harburger „Mahnmal gegen Faschismus“ von Jochen Gerz und Esther Shalev-Gerz von 1986, das acht Jahre nach seiner Errichtung, wie von den Künstlern vorgesehen, endgültig im Boden verschwand. Weitere bekannte Beispiele sind Horst Hoheisels als Hohlform in den Boden eingelassener Aschrottbrunnen in Kassel (1987) und Micha Ullmans unterirdische Bibliothek auf dem Berliner Bebelplatz (1995) mit ihren leeren Bücherregalen. Auch Gunter Demnigs Stolpersteine stehen in dieser künstlerischen Memorialtradition. Sie geht von dem

Gedanken aus, dass die Geschichte Gefahr läuft, vergessen zu werden, wenn man die Leere, die sie hinterlassen hat, mit einem Surrogat füllt.

Margrit Kahls Pflastersteinmosaik im Grindelviertel dient nicht nur dazu, das Abwesende zu markieren und ins Gedächtnis zu rufen. Es lässt sich als Mittelpunkt eines Netzes sehen, das von den Hunderten von Gunter Demnig verlegten Stolpersteinen über das Viertel und die Stadt gelegt wird. Gemeinsam bilden sie eine archäologische Schicht der Stadtlandschaft und verweisen auf eine Tiefendimension des urbanen Raums, die sich nicht ignorieren lässt. Daher ist der Slogan der jüngsten Initiative nicht nur geschmacklos, sondern schlicht falsch, denn diese Art künstlerischen Erinnerns hat nichts mit Antisemitismus zu tun. Auf der anderen Seite sind auch die Initiatoren der Bornplatzinitiative keine „Große Synode“ und ihr Versuch, „die Krone Gottes in ihrer alten Pracht“ wiederherzustellen, bereitet nur dem Gedächtnisverlust den Weg. Vielleicht könnte man es mit Bildung, nicht zuletzt in Kunstgeschichte und visueller Kultur, versuchen, wenn man etwas gegen den Antisemitismus tun will. Margrit Kahls strahlkräftige Memorialsulptur jedenfalls sollte an ihrem Platz verbleiben und von dort weiter auf die sie umgebende städtische und menschliche Landschaft einwirken.

Galit Noga-Banai lehrt Kunstgeschichte an der Universität Jerusalem.

Aus dem Englischen von Andreas Fliedner.

Quelle FAZ, 26.1.21